

Einleitung

Das niederländische Volkslied ist das flämische Volkslied. In Holland, wie wir zwar fälschlich aber beharrlich sagen, ist das Volkslied tot; in Belgien hat es die ländliche Bevölkerung in Treuen gehütet.

Schon die landläufige, ohne viel Reflexion entstandene Vorstellung läßt uns Leuten tief drinnen in Mitteleuropa diesen Satz selbstverständlich erscheinen: mit der Figur des Mijnheer, der uns die Verkörperung von Phlegma, Langweiligkeit, Geschäftssinn und puritanischer Kirchlichkeit ist, den wir uns gar nicht denken können, wie er etwa sänge: „Wenn ich ein Vöglein wär“, verbinden wir nur den Begriff des Holländers; Flandern und Brabant aber sind uns die Lande der Lust, der Tränen, der Leidenschaften und der Frömmigkeit. Dort die Wattvögel, der Stockfisch, die Blumenzwiebel, hier der Hagedorn, die Forelle und die Nachtigall.

Der Norden der Niederlande brauchte ein hartes Geschlecht; der Boden mußte der See abgerungen und gegen sie verteidigt werden, und immerfort kam wieder das Verhängnis der Sturmfluten, die zu Duzenden blühende Dörfer verschlangen. Im Süden hatte zwar die Natur dem Menschen auch nichts Fertiges geboten, aber das Land war bald urbar gemacht, und während der Nordländer in dem Kampfe um die Scholle aufging, sich darin erschöpfte, war in Brabant und Flandern schon eine Blütezeit der Kunst angebrochen. Von den französischen Dichtern des ausgehenden zwölften und des ganzen dreizehnten Jahrhunderts stammen die besten aus Flandern, wo das französische Geschlecht der Grafen von Hennegau herrschte, Herzog Jan I. von Brabant,

der deutsche Reichsfürst, und Heinrich von Veldeke sind dietsche Minnesänger, und in wachsender Zahl stellen sich an den frohen Höfen die keltischen Barden aus England ein, die die mehrstimmige Musik übers Meer bringen. Der Süden wird das Austauschland der drei Kulturen, die dorthin von Osten, Süden und Norden ihre Fühler ausstrecken, und dies bleibt so, bis die Buchdruckerkunst den geistigen Völkerverkehr zu regeln beginnt.

Unterdessen haben sich in Holland mit seinen vielen Buchten und weit ins Binnenland reichenden Wasserstraßen Häfen und Stapelplätze gebildet, die einstigen Fischer- und Handwerkerdörfer sind große Handelsstädte geworden, und die innere politische Macht gerät immer mehr in die Hände stolzer Kaufherrn oder Frächter. Holland wird das Austauschland der Merkantilien, die dorthin von Osten, Süden und Norden zusammenströmen.

Mit der Blüte des Handels beginnt in Nordniederland die Volkskunst zu welken. Die sogenannte Kultur der großen Stadt, die den vom Lande Kommenden nur allzu rasch in ihren Bann zieht und ihm die Erinnerungen an die Heimat verblasen läßt, vernichtet damit auch die Gefühle, die ihren Ausdruck in dem Volksliede gefunden haben, und je mehr der Städte werden, je mehr die Städte anwachsen, desto weiter greifen sie wie mit Fangarmen in das Land hinaus. So leicht freilich wie jetzt, wo Klavier und Grammophon mit unheimlicher Schnelligkeit die Arbeit der Zerstörung leisten, ging es damals — gemeint ist die Zeit um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts — noch nicht; immerhin traten die Verwüstungen nur zu bald zutage. An der Hand der Liederbücher, die man nun zu drucken begann, können

wir die Spuren deutlich verfolgen: die älteste weltliche Sammlung, die im Drucke erhalten ist, das Antwerpener Liederbuch von 1544, enthält noch neben schwulstigem Reimgeklingel ziemlich viele gute, von echter Empfindung getragene wirkliche Volkslieder; dann aber geht es mit Riesenschritten abwärts.

Einen Hauptteil daran hat aber auch die Reformation. Nirgends vielleicht war sie vom nationalen Standpunkt aus notwendiger als in den dietschen Niederlanden, wo sie die Beseitigung einer Fremdherrschaft herbeiführte, wie sie sonderlich in den letzten Jahrzehnten, den Jahrzehnten des Widerspruchs und der Empörung, rücksichtsloser kaum gedacht werden kann; aber mit der äußern Unabhängigkeit, mit der Befreiung von all den Belästigungen und Behinderungen des Handels und von den drückenden Abgaben kam die innere Knechtung durch den Calvinismus. Die neue Lehre, die die ihr eigentümliche Frömmigkeit zum Gesetze erhoben wissen wollte, sah ihre wichtigste Aufgabe in der Ertötung jedes gefühlsmäßigen Antriebs und alles unbefangenen Lebensgenusses, wie Tanz und Gesang. Die geistlichen Lieder, die ihre Weisen den ältern weltlichen entlehnt hatten, sollten den Psalmen Davids weichen, und die weltlichen an sich waren Teufelszeug, das mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden mußte. Die mit erschrecklicher Hast aufeinander folgenden Beschlüsse der verschiedenen Synoden geben ein deutliches Bild der systematisch betriebenen Tätigkeit, das Volk seiner ursprünglichen Kunst zu entfremden.

In einer andern Richtung führte die Lehre von der Gnadenwahl zu verderblichen Folgen. Jeder einzelne mußte sich für auserwählt halten, und jedem Auserwählten lag zu dem Zwecke der Mehrung von Gottes Ruhm die

Pflicht ob, sein irdisches Gut zu mehren; der Luxus wieder war Sünde: daraus ergab sich notwendig die Bildung ungeheurerer Vermögen in den Händen von Pharisäern. Die Ethik des bürgerlichen Berufs war nicht gar schwer zu üben, und die gegenseitige religiöse Aufsicht mußte zur Scheinheiligkeit führen. Die gesunde Sinnlichkeit war tot; als Rest verblieb die heimliche Lüsterheit, die versteckte Geilheit, wie sie sich in den Dichtungen von Jacob Cats äußert, denen von der zünftigen Literaturgeschichte bis in die neueste Zeit nachgerühmt wurde, sie hätten den Volkston außerordentlich gut getroffen. Gerade der Umstand, daß „das Buch von Vater Cats“ — heute noch bezeichnet man so in Holland seine Werke — schier in jedem Bauernhose und jeder Fischerhütte zu finden war, zeigt deutlich, daß der chauvinistische Calvinismus nicht nur innerhalb der ineinandergreifenden Bannmeilen der einzelnen Städte mit den vielen Landhäusern der Patrizier, sondern auch auf den Einsichten in den Marschen und Heiden eine ganze Arbeit getan hatte. Wenn überhaupt je ein Volk als solches gedichtet hat, dieses Volk tat es damals sicherlich nicht; aber auch die ihm vorgezeichnete Tätigkeit, durch unbewußte Wahl unter den ihm vorliegenden Erzeugnissen der einzelnen ein Volkslied zu bilden, war ihm unmöglich geworden. Nicht nur das an sich Vergängliche wie die Geusenlieder, sondern auch die Lieder von dem ewigen Gott und der ewigen Liebe waren schier verschwunden oder zu einem kümmerlichen Vegetieren verdammt, während, gleichsam als Reaktion, in den Schänken und Musikos von Amsterdam und Antwerpen wüste Gauflieder und unflätige Gassenhauer die Orgien des Pöbels niedriger und höherer Abkunft begleiteten.

Zu allem Unglück war auch die Verbindung mit Deutschland völlig abgerissen. Zu der politischen Trennung war die religiöse Scheidung gekommen, und damit stockte die einst so segensreiche kulturelle Befruchtung durch den deutschen Osten. Ein Oswald von Wolkenstein, der seinerzeit ein niederländisches Volkslied nach Österreich gebracht hat, hätte nur schwer noch ein Reiseandenken solcher Art gefunden, und ebenso war in Holland kein Boden mehr für das deutsche Lied vorhanden, das früher so rasch Eingang gefunden und sich der neuen Heimat angeschmiegt hatte. Ihm war eine unsichtbare, aber deswegen nicht weniger abschließende Grenze gezogen. Die Kultur Hollands, und mit ihr die der nördlichen Niederlande, wurde unter dem Einflusse des Weltverkehrs international und verdarb schließlich bis zu der Verachtung des eigenen Volkstums. Bezeichnend ist, was Hoffmann von Fallersleben aus der Zeit seines Aufenthalts in Leiden von seinen vergeblichen Bemühungen erzählt, bei dem damals gefeiertsten Dichter Hollands Bilderdijf und in der Gesellschaft überhaupt den Sinn für das heimische Volkslied zu wecken: „Die einen hielten die oktroyierten Lieder der einflußreichen Gesellschaft Tot nut van 't algemeen für Volkslieder, die andern verwechselten nach wie vor Volkslieder und gemeine Gassenhauer, woran freilich Holland überreich ist, miteinander. Wenn ich ihnen dann deutsche Volkslieder vorsang und ich sah sie davon ganz entzückt, dann glaubte ich sie bekehrt; aber es war nicht so. Eines Tages wurde ich in einer großen Gesellschaft junger hübscher Mädchen ersucht, etwas zu singen. Ich sang deutsche Lieder, und alles war erfreut. Sowie ich aber das schöne altniederländische Lied Het waren twee coningheskinderen anstimmte, brach

alles in ein lautes Gelächter aus. Ich sang nicht weiter, sagte aber auf holländisch, so gut ich eben konnte: Ich nehme von den schönen Fräulein keine Rücksicht für mich in Anspruch, habe aber geglaubt, daß sie ihr eigenes Vaterland und seine schönere poetische Vergangenheit mehr ehren würden. Für das Mal sang ich nicht mehr.“

In den Südniederlanden hingegen erhielt sich das flämische Volkstum trotz der fortdauernden Plackereien durch die spanische Regierung, und daß, im Gegensatz zu dem freien Holland, nichts gedruckt werden durfte, war vielleicht ein Glück. Von dem Handelsverkehr, dem Welthandel immer mehr abgeschlossen, blickten die Städte Flanderns immer weniger nach außen und kehrten langsam zu ihrer ursprünglichen Bestimmung als Schwerpunkte der bodenständigen Bauernbevölkerung zurück; weder die Religion, noch die Kultur des internationalen Reichtums konnte hier Eingang gewinnen. Nicht wenig mag auch zu dieser in unserm beschränkten Sinne günstigeren Entwicklung des Südens beigetragen haben, daß hier die Rederijkers, die Professionisten der Dichtkunst mit ihrer äußerlichen Aufnahme aller Ergebnisse der Renaissance und ihrer wüsten Sprachverfälschung, ihre Tätigkeit, die, mag sie auch dem Vaterlande in politischer Beziehung viele Dienste geleistet haben, doch der echten Volkskunst durchaus verderblich war, seit 1585 vollständig hatten einstellen müssen, während sie im Norden, wo übrigens heute noch Ramers van Rhetorica bestehn, ihr den Geschmack verbildendes Anwesen noch zwei Jahrhunderte lang weiter treiben durften.

Nur in groben Umrissen konnten wir hier in dem knappen Rahmen einer Einleitung dieses traurige Kapitel der Geschichte des germanischen Volkstums erörtern;

im wesentlichen sind wir dabei dem glänzenden Buche von Herman Felix Wirth, Der Untergang des Niederländischen Volksliedes (Haag 1911), gefolgt, das allen, die dem Gegenstande eine mehr als flüchtige Teilnahme entgegenbringen, warm empfohlen sei. Wirth sieht denn auch das Heil Nordniederlands, das ist dessen, was wir gemeiniglich Holland nennen, in einer südniederländischen, das heißt flämischen Befruchtung.

Mitten durch das flämische Land in Belgien und Frankreich laufen dormalen zwei in Eisen starrende, Tod und Verderben aufeinander speiende Linien einer seit dritthalb Jahren tobenden Schlacht. Groß ist der Siegespreis, den wir von dem ungeheuern, alle Volkskräfte erweckenden und stählenden Ringen erwarten, dessen Ausgang auch das Schicksal unserer flämischen Brüder entscheiden wird. Unser Sieg wird auch der ihrige sein; die besten unter ihnen dachten schon 1870 so, und heute, wo sich ihnen unter der deutschen Verwaltung das höchste Ziel erfüllt hat, das sie seit langem erstrebten, die flämische Hochschule, wissen es wohl alle, die sich den klaren Blick der blauen germanischen Augen nicht durch französisches Flitterwerk haben trüben lassen, die ihrem Volke nicht abtrünnig geworden sind: aus dem blutgetränkten Boden der Heimat wird den Flamen die Rose der Freiheit erblühen. Das walte Gott!

*

Die rund fünfzig Lieder, die im folgenden, meist zum ersten Male, in deutscher Übertragung erscheinen, gehören einem Zeitraum an, der mit der Gegenwart abschließt und dessen Anfänge sich in dem Dunkel des Mittelalters verlieren. Bei der ursprünglichen Wesenseinheit und

dem so lang gepflegten Zusammenhange des deutschen und des dietschen Volkslieds wäre es schier undenkbar gewesen, all das auszuschließen, wozu sich im Deutschen ein Gegenstück findet; ursprünglich deutsche Lieder aber, die von den Flamen oder Nordniederländern seinerzeit mit mehr oder minder geringfügigen Änderungen übernommen worden sind, mußten wohl ausgeschieden werden, und eine Rückübersetzung hat, wenigstens wissentlich, nie stattgefunden. Die Quellen und alles sonst allgemein Wissenswertes findet der Leser an dem Schlusse des Buches verzeichnet; bemerkt sei hier nur noch, daß die Weisen allesamt der Sammlung von Fl. van Duyse, *Het oude Nederlandsche lied*, 's Gravenhage-Antwerpen, 1903—1907 entnommen sind.

Innsbruck, im Frühjahr 1917.

Albert Wesselsti.